

Vorwort

Das Verdingkinderwesen, so wie man es in der Schweiz hatte, ist in jüngster Zeit in den Medien wiederholt dargestellt worden. Es hat auch begonnen, gewisse Sozialwissenschaften zu interessieren. Früher hat sich darum niemand gekümmert. Es wurde darüber nicht gesprochen. Es sollte dem kollektiven Vergessen anheim fallen, weil es eine Art von gesellschaftlich gewollter Versklavung auf Zeit gewisser Kinder war. Und das vertrug sich schlecht mit dem Selbstverständnis der Schweiz.

In Deutschland ist in jüngster Zeit die Diskussion lanciert worden über die so genannten Schwabenkinder. Das waren Kinder, die hauptsächlich aus Österreich und aus dem Bündnerland alljährlich zu Tausenden nach Süddeutschland geschickt wurden und teilweise auf regelrechten Märkten, etwa in Ravensburg, Kempten oder Wangen im Allgäu, feilgeboten wurden.

Die Schwabenkinder waren das Ergebnis der Armut einesteils und einer unzulänglichen Gesetzgebung andernteils. Erst als die allgemeine Schulpflicht in Süddeutschland eingeführt wurde, war es für die Bauern nicht mehr interessant, im Sommer fremde Kinder in Dienst zu nehmen.

Viele dieser Schwabenkinder haben es, wiewohl sie arbeiten mussten, bei «ihren» Bauern gut gehabt und länger andauernde Beziehungen aufgebaut. Viele wurden aber auch als Arbeitskraft und manchmal zudem auch noch sexuell ausgebeutet.

Anders war es bei den Verdingkindern, von denen es im 20. Jahrhundert in der Schweiz nach Schätzungen Zehntausende gegeben haben soll.

Sie wurden im Regelfall über längere Zeit platziert. Waren die Schwabenkinder gewissermaßen Saisoniers, so die Verdingkinder Daueraufenthalter. In anderen Ländern gab es das gleiche Phänomen ebenfalls, man nannte es aber anders. Heute gibt es neue Varianten als Ausdruck der gleichen Not und Gesinnung. Kinder als schwache Glieder der Gesellschaft laufen auch heute Gefahr unfreundlich behandelt, missbraucht, rücksichtslos benachteiligt und jedem beliebigen Wahn geopfert zu werden. Wenn dieses Werk dazu beiträgt, dass man mit Kindern freundlicher, liebevoller, kundiger, fürsorglicher und fördernder umgeht, so erfüllt es seinen wichtigsten Zweck.

Der selten gewordene und manchmal nicht verstandene Ausdruck ›Verdingkind‹ bringt die in diesem Buch gemeinte Sache am besten auf den Punkt. Verdingkinder waren das Ergebnis christlich kirchlicher Moralvorstellungen und einer von ihr abhängigen Gestaltung des Sozialwesens, wobei sich die Gesellschaft in moralischer und rechtlicher Hinsicht berechtigt fühlte, Menschen, die in gewisser Hinsicht aus der vorgegebenen Norm fielen und nicht über bedeutende materielle Mittel verfügten, zu bevormunden, zu drücken, zu benachteiligen und auszubeuten. Man wollte sich der Pflichten entledigen, indem man nach einer bestimmten Vorstellung aufräumte und Ordnung machte. Belohnen durch eine fürsorgliche und wohlmeinende Behandlung wollte man die aus der Norm gefallenen Frauen und Kinder nicht. Sie sollten durchaus spüren, dass sie gesündigt hatten, dass sie sündige Wesen sind. Als Sünde ist hier nicht etwas an sich Moralisches gemeint, sondern bloß das Abweichen

von einer bestimmten, zu einer bestimmten Zeit gesellschaftlich gewollten Ordnung.

Manchmal hat man zudem die Schwäche und die Notlage dieser Frauen und Kinder ausgenutzt, um egoistische Ziele zu verwirklichen.

In den Akten wurden die Kindswegnahmen oder Kindsweggaben und die Verdingungen stets irgendwie mehr oder weniger einleuchtend gerechtfertigt. Man meinte etwa, eine ledige Mutter, die keine ausreichende Erwerbsmöglichkeit habe, sei zur Erziehung eines Kindes nicht fähig und deshalb sei es für alle besser, wenn man das Kind verdinge. Diesen Ausdruck begann man in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu vermeiden. Man verdingte dann nicht mehr, sondern man suchte einen Pflegeplatz in einer privaten Familie oder in einem Heim. In vielen Fällen wäre es allerdings besser gewesen, man hätte einer allein erziehenden Frau außer Betreuungshilfen (z. B. in Form von Tagesschulen) auch eine Begünstigung beim Erwerb verschafft. Teilweise werden heute solche Hilfen angeboten.

Die Begründungen in den Akten sind oft schwer oder gar nicht überprüfbar, teilweise also auch nicht nachvollziehbar. Dass manches Mal medizinische, psychiatrische und psychologische Diagnosen verwendet wurden, um die Anordnungen zu begründen, lässt den Verdacht aufkommen, dass Ursache und Wirkung hin und wieder vertauscht wurden. Wenn etwa einer allein erziehenden Mutter durch deren Vormund gedroht wurde, dass ihr das Kind weggenommen werde, wenn sie sich und ihr Kind nicht unterhalten könne, dann konnte diese Situation sehr wohl ihre Gesundheit beeinflussen. Wurde sie dann auch noch auf andere Weise

unter Druck gesetzt, etwa durch das Gerede der Leute, durch eine Wohnungskündigung und durch Akkordarbeit, so wäre es fast ein Wunder gewesen, wenn sie keine gesundheitlichen Probleme erhalten hätte. So konnte man leicht etwas erzeugen, was diagnostizierbar war. Eine individuelle Lebens- und Krankheitsgeschichte beginnt eben nicht mit dem Auftreten von Krankheitssymptomen. Soziale und sozioökonomische Ursachen von Krankheiten kannte man zwar seit langem, im gesellschaftlichen Umgang mit allein erziehenden Frauen hatte diese Kenntnis jedoch keine Bedeutung. Dahingegen kam es offenbar oft vor, dass Angaben von Drittpersonen als Grundlage von Diagnosen über Persönlichkeitsmerkmale und Gesundheit verwendet wurden. Auf verschiedenen Wegen konnte man mit Hilfe einer inversen Kausalität das angestrebte Ziel erreichen.

Ehemalige Verdingkinder haben sich zu ihrem Schicksal oft nicht einmal im engsten Kreis ihrer Angehörigen geäußert. Auch ich habe mir stets gut überlegt, wo ich sagte, dass ich einmal Verdingkind war. Zu sehr war dies ein Makel, den man besser verschwieg, wenn man sich zu dem unschuldig erlittenen nicht noch weiteren Schaden selbst bereiten wollte. Verdingkind wurde man schließlich nicht einfach so. Da musste schon etwas gewesen sein, eine pflichtvergessene Mutter etwa, die ihr Kind verstoßen oder im Stich gelassen hatte, mindestens. Vielleicht war sie kriminell, Prostituierte oder in der Spinnwinde. So lauteten die neuen Schaden stiftenden Verdächtigungen meistens.

Die Mütter von Verdingkindern haben, so weit die bereits vorliegenden Nachforschungen zeigen,

stets ein eigenes, ihr Leben lenkendes Schicksal gehabt. Meist, so denke ich, wurden sie Mutter, ohne zuvor geehelicht zu sein, oder sie wurden geschieden und sahen keine Möglichkeit, sich und ihre Kinder zu erhalten, weshalb sie für ihre Gemeinde zur Last wurden. Noch andere verloren ihren Mann durch Unfall oder Krankheit und konnten sich wirtschaftlich nicht mehr über Wasser halten. Manchmal mündeten die ehelichen Verhältnisse in eine unrettbare Zerrüttung, aus der sich die Beteiligten nicht mehr selbst befreien konnten. Oder es traten Krankheiten auf, die ihnen die Beherrschung der Situation, die Erziehung der Kinder und Ähnliches erschwerten oder verunmöglichten.

Damit sie ihrer Heimatgemeinde nicht zu sehr oder gar nicht zur Last fielen, wurden die Kinder von Frauen in solcher Lage verdingt.

Die durch Behörden verdingten, zum Ding gewordenen Kinder, standen in mancher Hinsicht außerhalb des üblichen Rechts und außerhalb der Segnungen der christlichen Kirchen. Das war auch noch so, als das Wort Verdingkind schon lange durch das Wort Pflegekind ersetzt worden war. Mit dem Austauschen von Wörtern änderte sich die Sache in manchen Teilen nicht ebenfalls. Dass man ein Bedürfnis verspürte, die verräterischen Wörter durch sozialer und moderner tönende zu ersetzen, zeigt aber doch, dass das Gewissen, das Unrechtsbewusstsein zu erwachen begann. Wie üblich in solchen Fällen, war man auch jetzt in Vormundschaftsämbtern und anderen Behörden vorab darum bedacht, das geschehene Unrecht möglichst zu verdecken, um keinen Schaden im Ansehen zu erleiden. Deshalb vermeiden die Akten führenden

Ämter das Öffnen ihrer Archive um jeden Preis. Die Ämter dürfen zwar Daten sammeln, Akten führen und aufbewahren, sie dürfen diese und aus ihnen geschöpftes Wissen auch verwenden, ein uneingeschränktes Einsichtsrecht in die eigenen Akten erhält ein ehemaliges Verdingkind aber meist nicht. Wenn die Akten führende Behörde beispielsweise ein entgegengesetztes öffentliches Interesse oder ein überwiegendes Interesse Dritter geltend macht, bleiben die Archive geschlossen. Solche Interessen können problemlos geltend gemacht werden. Faktisch bedeutet dies, dass die Akten der Behörden, die ehemals nicht in Übereinstimmung mit den Menschenrechten und nicht nach humanitären Kriterien gehandelt haben, nie oder kaum je direkt zugänglich werden.

Das Unrecht, das Kindern angetan wurde durch die Verdingung, war begleitet von einem oft nicht weniger großen, manchmal sogar von einem weit größeren Unrecht, nämlich dem Unrecht den Müttern dieser Kinder gegenüber. Die Fälle, in denen die Mütter ihre Kinder selbst und ohne Not weggeben und verdingen wollten, sind, so weit ich sehen kann, die wenigsten.

Man kann über ein Verdingkindleben also nicht berichten, ohne dass man gesellschaftliche Einrichtungen, Sitten und Bräuche, die Kirchen und Parteien, Ärzte, Psychiater, Sozialarbeiter und, vor allem, die Behörden anklagen muss. Sie alle haben im Zusammenhang mit den Verdingkindern und ihren Müttern versagt, in manchen Fällen wohl auch schwerwiegende Verbrechen begangen, Förderungen und Hilfestellungen wurden unterlassen, die Augen wurden angesichts des Elends zuge-

drückt – und alle haben selbstgerecht ihre Hände in Unschuld gewaschen. Post festum wollen alle die, welche sich auf diese oder jene Weise schuldig gemacht haben, nichts damit zu tun gehabt haben, nichts gewusst haben, keine Verantwortung gehabt haben, nur die Pflicht getan haben. Das sind eben die klassischen Ausreden, wenn irgendwo in gesellschaftlichem Rahmen und unter stillschweigender, aber zustimmender Beteiligung der Gesellschaft und der Behörden Verbrechen begangen werden.

Es hatten also weder die als wirtschaftliche Ausbeutungsobjekte behandelten Kinder noch die Gesellschaft ein Interesse daran, die Sache an die Öffentlichkeit zu bringen. Es gab bislang nur wenige Stimmen, die sich aus eigener Betroffenheit erhoben und eine Aufarbeitung verlangt haben. Mit einer Aufarbeitung, die den Sachverhalt nach Umfang und Schändlichkeit feststellt, ist es aber nicht getan. Es ist notwendig, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, individuell und kollektiv.

Aufarbeitung im öffentlichen Raum gewinnt einen besonderen Wert durch das, was man in der Psychoanalyse als Katharsis bezeichnet, als seelische Läuterung, als Verfeinerung des Gewissens und des ethischen Strebens. Aufarbeitung führt zu einer Gesetzgebung, die den neuen Ansprüchen Rechnung trägt.

Die ehemals aus Armut und verkehrten, aber gesellschaftlich verankerten Moralvorstellungen hervorgegangenen sozialen Verhaltensweisen scheinen gegenwärtig in Europa nicht mehr da zu sein. Trotzdem ist Kinderarmut, die Armut von allein erziehenden Müttern, die Armut von Familien und, was sich daraus an Leid ergibt, ein sehr

bedeutendes europäisches Thema. Das Thema ist europäisch, ja global, der Einzelfall ist stets lokal. Der Einzelfall aber erschüttert und erregt die guten Kräfte.

An das Leid, das vielen Kindern in der Dritten Welt widerfährt, ist an dieser Stelle nur zu erinnern.

In der Hoffnung, damit dazu beizutragen, dass man mit Kindern, Jugendlichen und allein erziehenden Müttern, überhaupt mit Personen, die einen eigenen, einen scheinbar gegen die geltenden gesellschaftlichen Normen verstoßenden Weg gehen, milder, großzügiger, nachsichtiger und gerechter wird, dass man durch Hilfe und Milde Leid verhindert, übergebe ich dieses kleine Werk der Öffentlichkeit.

Denjenigen in Ämtern, auf Behörden, in der Justiz, in Politik, Kirche, Wissenschaft, Psychiatrie und Psychologie, die sich wahrhaft wohlmeinend um den einzelnen Fall oder die Summe der Einzelfälle kümmern, die also nicht Leid verursachen, sondern solches verhindern oder lindern wollen, gilt die in diesem Werk angebrachte Kritik nicht.

Für das Lesen des Manuskriptes danke ich Frau Dr. Barbara Peters-Kümmerly ganz herzlich.

Zürich, im Januar 2005

Fritz Aerni

So nahte die erste Weihnacht, die ich auf der Rütli erlebte. Ich sah, wie andere sich auf Weihnachten freuten. In der Schule wurde über Geschenke an die Eltern gesprochen. Das war mir mehr als peinlich. Ich konnte mich nicht freuen. Weihnachten machte mir Sorgen. Weihnachten nahte wie eine voraussehbare, aber unausweichliche Katastrophe.

Ich habe weder von meiner Mutter, noch von den Paten, noch von einem anderen Anverwandten etwas erhalten, kein Brieflein, keine Karte, kein nettes Wort. Das wäre doch nicht teuer gewesen. Von den Rüttibauern habe ich Unterwäsche und Socken erhalten. Ich denke aber, dass das Anschaffungen waren, die mit dem Geld getätigt wurden, das für mich als Kostgeld bezahlt wurde. Oder von der Winterhilfe. Oder von einer sonstigen Geldquelle.

Weihnachten wühlte mich jedes Jahr sehr auf, interpretierte mir meine Einsamkeit und Verlassenheit ausgedehnt.

An Weihnachten kamen jeweils die beiden erwachsenen Söhne des Bauernpaares mit ihren Frauen und Kindern zu Besuch. Es war dann die ganze Familie beisammen.

Man verletzte mich nicht wissentlich oder absichtlich. Aber die Tatsache, dass diese Familie, zu der ich nicht gehörte, ein frohes Fest hatte, schürte in mir das Gefühl des Allein- und Verlassenseins sehr.

Feierlich war Weihnachten auf der Rütli eigentlich nie. Es wurde am Weihnachtsabend gegessen und geredet. Dann wurden die Geschenke verteilt. Am ersten dieser Weihnachtstreffen war den Söhnen noch gar nicht zu Bewusstsein gekommen, dass ich auch noch da war. Dementsprechend erhielt ich

von ihnen nichts. An folgenden Weihnachten haben sie aber stets auch an mich gedacht mit einer kleinen Aufmerksamkeit, etwa einem Buch.

Von meinen Verwandten erhielt ich nie etwas. Der Gedanke, diese seien vielleicht aufgefordert worden, sich so zu verhalten, oder es sei ihnen gar verwehrt worden, mit mir in Kontakt zu treten, der kam mir erst vor kurzer Zeit. Genaues weiß ich hierzu aber bis heute nicht.

Ich erlebte mich damals als ausgestoßen und verlassen. Ich fühlte mich in einem leidvollen Zustand, über den mit niemandem zu sprechen war.

An dieser ersten Weihnacht entdeckte ich, dass mir ein Wort und das zugehörige Verhalten abhanden gekommen war: Ich konnte nicht mehr «Danke!» sagen. Mich bedanken für etwas, das ich erhalten hatte, dazu konnten mich alle Mittel nicht bewegen. Es wurde jetzt aber erwartet, dass ich mich für die Unterwäsche und Socken ordentlich bedanke. Da ich verstockt reagierte, gab es ein riesiges Theater. «Jetzt lueg emol! So undankbar ist dieser Bub. Er sagt nicht einmal Danke für diese Sachen, die uns so viel gekostet haben. Jetzt haben wir es so gut gemeint, und jetzt das!» Ich habe mich später und bei anderen Gelegenheiten lieber rechtzeitig versteckt, wenn ich in Gefahr geriet, mich bedanken zu müssen, als dass ich mich für etwas bedankt hätte.

Ich war jedenfalls stets erlöst, wenn Weihnachten endlich vorbei war.

Weihnachten war die Zeit der Einsamkeit, der Demütigungen und der unerfüllten Wünsche. Was habe ich die bunten Kataloge der Spielwarengeschäfte vor Weihnachten studiert!? Ich weiß noch

heute, welche Dampfmaschine mich damals so in Verzücken setzte, dass ich mir nicht vorstellen konnte, nie eine solche zu haben. Auch schöne Kleider hätte ich gerne gehabt. Ich war keineswegs wunschlos glücklich. Mein Wünschen nützte aber nichts. Das Christkind hatte kein Erbarmen mit mir. Wem sonst hätte ich meine Wünsche mitteilen können?

Titel: Wie es ist, Verdingkind zu sein

Urheber: Aerni, Fritz

ISBN-13: 978-3-03741-114-8

Carl-Huter-Verlag

Ohmstr. 14

CH 8050 Zürich

Tel: +41 (0)44 311 74 71

E-Mail: verlag@carl-huter.ch

URL: www.carl-huter.ch